

litrix.de

GERMAN LITERATURE ONLINE

Stefan Weidner
Mohammedanische Versuchungen
Amman Verlag
Zürich 2004
ISBN 3-250-60074-1

Textauszug
S. 7 - 26

© 2004 Ammann Verlag, Zürich

Sommer 1985: Tunis und Sousse

Das Koranexemplar, in das er sich verguckt hatte, kostete fünf tunesische Dinar. Das waren damals, Mitte der achtziger Jahre, zwanzig D-Mark, für ihn viel Geld. Nachdem er das Schiffsticket für die Überfahrt von La Goulette, dem Hafen der tunesischen Hauptstadt, nach Genua gekauft hatte, blieben ihm sechzig Mark übrig. Erstand er diesen Koran, mußte er fünf Tage lang, bis die Fähre ablegte, mit vierzig Mark auskommen. Auf dem Schiff würde es Frühstück und Abendessen geben wie in einem Hotel mit Halbpension. Er brauchte dann also nichts mehr. Von Genua könnte er nach Hause trampeln, die Verpflegung würde er sich auf dem Schiff zusammensparen, und mit ein bißchen Glück würde er bereits auf der Fähre jemanden finden, der ihn in die Bundesrepublik, vielleicht sogar bis nach Köln mitnähme.

Tunesien war nicht teurer als Algerien oder Marokko, wo er die Wochen zuvor verbracht hatte. Ein Bett in einem Hotelzimmer, das man mit anderen teilte, bekam man bereits für zwei bis drei Mark. Ein eigenes, mit Toilette und kalter Dusche auf dem Gang, für fünf Mark. Kaufte er den Koran, hatte er für jeden Tag noch acht Mark, zwei Dinar. Zugegeben, das war sogar für seine Verhältnisse wenig, er hatte pro Tag, freilich mit allem Drum und Dran, Fortbewegungskosten inklusive, fünfzehn Mark gerechnet. Er überlegte: Einen stark gesüßten Pfefferminztee bekam man für umgerechnet zwanzig Pfennige, ein Kilo Orangen für fünfzig, einen Laib Fladenbrot für zehn. Sein Überleben war folglich nicht in Frage gestellt, seit sechs Wochen hatte er sich fast ausschließlich auf diese Weise ernährt. Mit siebzehn, das hat dieses Alter allen späteren voraus, ist man genügsam. Er durfte den Koran kaufen, aber er mußte darauf bauen, daß ihn sein Glück nicht verließ, daß er weiterhin Leute fand, mit denen er ein Zimmer teilen konnte, und daß es gelingen würde, bis nach Sousse, wo er die restlichen Tage in Tunesien verbringen wollte, eine Mitfahrgelegenheit zu finden. Tunis, das er drei Tage kreuz und quer durchlaufen hatte (selbst zu den Ausgrabungsstätten von Karthago war er gefahren), glaubte er zur Genüge zu kennen. Er wollte direkt ans

Meer, dorthin, wo die Touristen waren, wie um sich auf diese Weise allmählich der Heimat anzunähern.

Da die Geldfrage, obschon nur mit Hilfe zweckoptimistischer Finten, geklärt war, hatte er der Versuchung durch den Koran nichts mehr entgegenzusetzen. Denn mit diesem Buch glaubte er die Summe all dessen zu erwerben, was er in den vorangegangenen sechs Wochen erlebt hatte. Fast wäre er nämlich selber Muslim geworden, und womöglich war er es längst, ohne daß er es sicher wußte. Alle dafür erforderlichen Rituale, soweit er dies überblickte, hatte er vollzogen. Er teilte das Hotelzimmer mit einem Algerier, den er im Zug von Constantine nach Tunis kennengelernt hatte. So war es öfter auf dieser Reise geschehen, er hatte ein blindes Vertrauen in diese Begegnungen, in seine zwar jugendliche, aber geheimnisvoll instinktsichere Menschenkenntnis, und tatsächlich wurde er nicht enttäuscht, nie wurde er bestohlen oder belästigt, vielmehr fühlten sich alle für ihn verantwortlich und wurden ihrer Verantwortung gerecht. Dieser Algerier nun gab sich als Imam zu erkennen, als ehemaliger Imam, der, soweit er es verstand, jetzt von einem anderen, offensichtlich islamistischen Vorbeter verdrängt worden war, eine Geschichte, die er nicht richtig verstand. Jedenfalls arbeitete dieser ehemalige Imam nun als kleiner, zwischen Annaba und Tunis pendelnder Händler, und der junge Deutsche, der sich natürlich mit den Feinheiten der Muslim-Werdung nicht auskannte, wußte nicht, ob die auf Anregung des vormaligen Imams und im Grunde nur zu Übungszwecken oder mehr noch aus Koketterie vollzogenen, im übrigen ja keineswegs aufwendigen Rituale – das Sprechen von Koranversen, das Waschen, das Sprechen des Glaubensbekenntnisses – ihn zum Muslim gemacht hatten. Die wenigen, sich auf die Kenntnis der Buchstaben und einfachster grammatischer Regeln beschränkenden Arabischkenntnisse des Deutschen, mit denen er die Leute zuverlässig beeindruckte, hatten den Algerier zu seinem Bekehrungsversuch animiert, und jetzt, da die Glaubensformeln gesprochen waren, wollte er sich seinen raschen Erfolg natürlich nicht zerreden lassen und strahlte: Hervorragend, jetzt bist du ja schon ein Muslim. Und doch, da war sich der Deutsche sicher, hatte er ihm ursprünglich nur zeigen wollen, wie einfach es sei, Muslim zu werden: Mach dies, tu das, mach es nach, ja genau dies, sprich die Sure, murmele das Bekenntnis, das geht so, ganz richtig, ebenso, und schwupp, ehe du dich versiehst, bist du Muslim. Zwar hätte es ihn durchaus gereizt, warum

nicht?, Muslim zu werden, aber er hätte es vorgezogen, sich vorher besser über die Konsequenzen einer solchen Bekehrung zu informieren, auch fand er, man müsse ihm ein ordentliches Papier geben, eine Bescheinigung über seinen neuen Glauben. Der Mitbewohner indessen meinte nur, ein solches bekäme er in jeder beliebigen Moschee, sobald er dort durch Wiederholung der eben erlernten Rituale beweise, daß er Muslim geworden sei.

Doch nun, wo es geschehen war, oder wo es zumindest womöglich geschehen war, und es sich vermutlich genau so verhielt, wie er dachte, nämlich wenn er sich jetzt dafür entschied, dies gewollt zu haben (aber entscheidet man sich, so fragte er sich, für ein Wollen? Will man nicht einfach?), dann würde er auch Muslim geworden sein, wenn aber nicht, so galt die Bekehrung nicht. Daraus folgte, daß er sich irgendwann entscheiden mußte, welchen tatsächlichen Sinn er seiner potentiellen Bekehrung im nachhinein geben wollte. Zu dieser Frage, die eine Anschaffung des Koran dringend ratsam erscheinen ließ, kam nun hinzu, daß er nicht unbeeindruckt blieb von der Begeisterung, ja Schwärmerei, die alle, denen er begegnete und die ihn freundlich aufnahmen, bezüglich ihrer Religion an den Tag legten. Eine Religion, die überdies anders als jegliche Religion in der Heimat allerorts spürbar und lebendig war, was ihn um so mehr faszinierte, je weniger er davon verstand. Den Koran zu kaufen war der Weg zur Quelle dieser Faszination. Und im Vorgefühl einer Empfänglichkeit, die er nie wieder mit dieser Intensität spüren sollte, er sich darauf gefaßt, von diesem Buch begeistert, ja überwältigt zu werden. Er hatte bis dahin nur wenig gelesen, und nun stellte er sich dieses Werk als eine Art ultimativer Poesie vor, ein jeder Zeitlichkeit entrücktes, sprachliches und ethisches Totalkunstwerk, das seine Leser stets aufs neue erbauen, inspirieren und ihnen bei allem Möglichen und Unmöglichem beistehen würde. Freilich hätte er diese Vorstellung damals nicht in Worte fassen können. Sie stellte sich ihm diffuser dar, wie eine weit geöffnete Hand, bereit, endlich all das herzureichen, was immer schon fehlte, und erst indem dies geschähe, ihm auch vermittelnd, was genau gefehlt hatte.

In dem Moment, wo er in der französischsprachigen Buchhandlung auf den zweisprachigen Koran stieß, als sei der dort eigens für ihn ausgelegt worden, war sein Schicksal besiegelt. Wie hätte er ihn nicht kaufen können, und wäre er auch noch so teuer gewesen? Wie nicht? Kaum daß er die Buchhandlung betreten hatte, um zu schauen, ob es französische Koranübersetzungen gab, erblickte er

diese Ausgabe, ein ausgewachsener französisch-arabischer Koran, und wenn er damals auch nur wenige arabische Wörter kannte, beherrschte er doch die Schrift, konnte die Wörter entziffern und laut vor sich hin lesen. Zudem hatte dieser Koran – auch das, ahnte er, war sinnvoll – zahlreiche, schon beim ersten Aufblättern unübersehbare Anmerkungen. Mit einem Wort: Er kehrte zurück ins Hotel, zählte sein Geld und entschied, daß er dieses Buch kaufen mußte, wobei die Tatsache, daß es mehr Geld kostete, als sein Budget hergab, und der Kauf ein echtes Opfer bedeutete, einiges zum Charme seiner Entscheidung beitrug. Und weil das Buch für seinen kleinen Rucksack zu großformatig war, stellte er sich tags darauf mit einer Plastiktüte unter dem Arm an die Schnellstraße in Richtung Sousse und streckte den Arm nach Mitfahrgelegenheiten aus.

Die ersten Tage hatte er Glück. Rasch wurde er von der Straße aufgepickt, und kaum war er in Sousse aus dem Wagen gestiegen, lernte er drei junge Engländer kennen, in deren Hotelzimmer er mit übernachten durfte. Gemeinsam besichtigten sie die Stadt, und sie zahlten ihm sogar den Eintritt ins Museum und in die Katakomben. Wenn es stimmte, was ihnen der Führer erzählte, sah man hier die verstreuten Knochen der ersten afrikanischen Christen, die in diesen unterirdischen Gängen im zweiten und dritten Jahrhundert begraben wurden. Daß sie in der modrigen Luft nach so vielen Jahrhunderten nicht zu Staub zerfielen, war schwer zu glauben. Es schien, als hätte man ihnen, ausgerechnet ihnen, aus Gründen, die niemandem einsichtig waren, den Zugang zum Paradies verwehrt, und die Folge war, daß ihre Knochen nun bis ans Ende der Zeit hier vor sich hingammeln mußten, während die der Eingelassenen schon lange zu Staub zerfallen und im Jenseits zu neuem, herrlichen Leben wieder zusammengeflickt waren. Nach drei Tagen reisten die Engländer in Richtung Kairuan weiter, und da er das Hotel, so schlicht und auf Rucksacktouristen wie ihn ausgerichtet es war, nicht bezahlen konnte, mußte er sich für die letzte Nacht in Sousse eine noch billigere Bleibe suchen, bevor er am nächsten Tag mit dem Zug nach Tunis zurückfuhr, um am übernächsten Morgen die Fähre von La Goulette nach Genua zu nehmen. Er wanderte in der bereits stechenden, fast mittäglichen Hitze die Strandpromenade entlang, vorbei an den Touristenhotels, zur Jugendherberge am anderen Ende der Stadt. Es war keine richtige Herberge, sondern ein Ensemble von Bungalows. Der Verwalter, der auch kein richtiger Herbergsvater war, behandelte ihn schroff, seinen Jugendherbergsausweis wollte er gar nicht erst

sehen. Ein Bett in einem der Bungalows, für die man einen Schlüssel brauchte, war fast so teuer wie ein Zimmer im Hotel. Er wußte, etliche der Bungalows standen leer, es war mitten im Sommer, nicht gerade die Hochsaison hier, und so schickte er sich an zu verhandeln. Der Mann blieb stur. Doch so schnell wollte er nicht klein begeben, zumal er die Unhöflichkeit dieses Menschen deutlich empfand. Und da es nun definitiv zu heiß war, um ziellos mit Gepäck in der Stadt herumzulaufen, setzte er sich an einen der Tische, die unregelmäßig auf dem scheinbar völlig verlassenen Gelände verteilt waren, und bestellte einen Tee. Er würde bis Nachmittag bleiben und dann sehen, was sich ergab. Vielleicht wurde der Mensch gegen Abend freundlicher. Auf dessen Gnade angewiesen zu sein, was die kommende Nacht betraf, flößte ihm gleichwohl eine unterschwellige Panik ein.

In diesem Zustand, erst am Tisch sitzend, dann unter einem der staubigen, nur schwach belaubten Eukalyptusbäume den spärlichen Schatten suchend, öffnete er zum ersten Mal seinen Koran, um intensiver, um wirklich darin zu lesen. Erst jetzt, wo er zum Warten verdammt war, fand er die Zeit, um mehr als nur die Schönheit der arabischen Schrift zu bewundern. Bislang hatte er das Buch eher wie einen Talisman mit sich herumgetragen. Und während er so zu lesen begann, sagte er sich: Das ist also der Koran, das also ist das Buch, das also die Religion, von der all die freundlichen Araber, die mir begegnet sind, so begeistert erzählt haben.

Er hatte einmal eine Darstellung der neueren algerischen Geschichte gelesen. Aber über den Islam wußte er nichts, außer daß der dazugehörige Prophet Mohammed hieß. Über der ersten Seite, die ihm ins Auge stach (trotz der Zweisprachigkeit mußte man das Buch auf arabische Weise öffnen, dort, wo »normale« Bücher endeten), stand: »Avertissement« – Hinweis, Vorbemerkung, Warnung? »Dieses Buch ist zweifelsfrei das Wort Gottes und verlangt daher von jedem gesitteten Menschen, mit höchstem Respekt behandelt zu werden. Niemand sollte dieses Buch anfassen, ohne sich am ganzen Körper mit der festen Absicht gewaschen zu haben, Reinheit zu erlangen, um so würdig zu werden, das Wort Gottes zu empfangen.« Da war er gleich auf dem falschen Fuß erwischt worden. Was tun? Nicht nur hatte er keine Waschgelegenheit, es war auch nicht seine Art, um nicht zu sagen, er hätte es lächerlich gefunden, auf eine solche Aufforderung hin jetzt eine Waschgelegenheit aufzusuchen. Für Reisende, die sich nicht

allenthalben waschen können, aber gleichwohl den Koran lesen wollen, würde es doch Ausnahmen geben. Zudem wäre ein solcher Gehorsam gegenüber diesem »Avertissement« kaum mit seinem Selbstverständnis zu vereinbaren gewesen, das ihn immerhin, und gegen das ausdrückliche Gebot seiner Eltern, bis tief in die algerische Sahara, bis nach Tamanrasset geführt hatte. Nichtsdestoweniger fühlte er sich wie auf frischer Tat ertappt, verspürte nach dieser Ermahnung den fauligen Anhauch eines schlechten Gewissens, und darin lag etwas, das seiner Aufgeschlossenheit gleich von Beginn an in die Quere kommen wollte, ein Gefühl der Überforderung oder des Unvorbereitetseins.

Dann las er die dem »Avertissement« folgende Einleitung: »In seiner unendlichen Barmherzigkeit hat Gott uns mit einem völlig klaren und verständlichen Arabisch angeredet.« Um so besser, dachte er. Mit einer sich steigernden, widerstreitenden Mischung aus Neugier und Skepsis folgte er den Worten des Übersetzers: »Es ist eines der Wunder dieses von einem Analphabeten gemäß den Einflüsterungen des Erzengels Gabriel diktierten und keinen späteren Korrekturen unterworfenen Buches, daß man darin, trotz des Gewichts der Themen, die es behandelt, eine durchgängige Harmonie und keinerlei Widersprüche findet. Unser Erstaunen wird noch durch die Tatsache gesteigert, daß es in völliger Übereinstimmung mit den von der modernsten Wissenschaft aufgespürten Wahrheiten steht.« Es folgten mehrere Seiten über die Zusammenstellung und die verschiedenen Lesarten des Koran, die er überblätterte, und über die Geschichte der Koran-Übersetzungen. Bevor er endlich auf die erste Sure stieß, kehrte er noch einmal zum »Avertissement« zurück, um einen Satz nachzulesen, der einen unauslöschlichen Geschmack in ihm hinterlassen hatte und dessen apokalyptische Stimmung sich leicht mit seinen eigenen, freilich viel trivialeren Befürchtungen in bezug auf die kommende, voraussichtlich obdachlos zu verbringende Nacht verband: »Diese Menschheit, die wie ein Ertrinkender verloren und kopflos mit den Armen fuchtelte, um ein Seil zu fassen zu kriegen, an dem er sich festhalten kann, wollen wir auf die Hand aufmerksam machen, die Gott allen seinen Geschöpfen hinhält, bevor die unerbittliche Stunde herannaht, in der die Ungerechten alles herzugeben bereit sind, damit sie ihrer harten, aber gerechten Strafe entgehen; aber es nützt ihnen nichts, dann noch glauben zu wollen, nachdem sie immer ungläubig waren.«

So stand es da. Aber was es war, das er unbedingt glauben sollte, wußte er immer noch nicht. Die Mittagshitze hatte ih-ren Höhepunkt erreicht. Er hätte einschlafen können, wäre da nicht seine bohrende Neugier gewesen. Die erste Sure, die er nun las, kannte er. Er konnte sie auf arabisch lesen, wenngleich er nicht jedes Wort verstand, denn er hatte sie mit dem Algerier in seinem Hotel in Tunis geübt. Sie klang schön. Aber es stand eigentlich nichts Besonderes darin. »Führe uns auf den rechten Weg«, das gefiel ihm, wahrscheinlich weil es ihm vertraut vorkam und ebenso in einem christlichen Gebet hätte stehen können. Dann kam ein Satz, der ihn verwirrte, weil er eigentlich überflüssig war. Es hieß: »Den Weg derjenigen, denen Du Gnade erweist, gegen die Du nicht zürnst, die nicht fehlgehen.« Daß der rechte Weg nur dadurch bestimmt war, daß diejenigen, die auf ihm gehen, nicht auf dem falschen Weg gehen, erschien ihm an dieser wichtigen Stelle gegen Ende der ersten, bei jedem Gebet zu rezitierenden Sure als eine überraschend banale, tautologische Definition. Verstand er diese Stelle nicht, oder war sie tatsächlich so banal, wie sie auf den ersten Blick wirkte? Der ausführliche Kommentar – dieser nahm die weitaus meiste Lesezeit in Anspruch – , vom selben Dr. Saladin Kechrid verfaßt wie die Einleitung, beharrte darauf (»alle Exegeten sind sich einig«), daß es sich bei denen, die fehlgehen (war aber nicht vielmehr von denen die Rede, die nicht fehlgehen?), um Christen und Juden handelte. Dieser Hinweis half wenig, aber es war egal, denn schon hatte die zweite Sure begonnen, die Sure mit dem seltsam prosaischen Titel »Die Kuh«. Es war ihm beim besten Willen unmöglich, diesen Titel nicht häßlich und unangemessen zu finden. Die Kuh. Wie konnte man einen heiligen, hochverehrten Text mit »Die Kuh« überschreiben? Er stellte sich Kühe vor. Gewiß, sehr nützliche, sehr friedliche Tiere. Man konnte gegen Kühe nicht wirklich etwas einwenden. Aber gab es langweiligere, unpoetischere Lebewesen? Wenn er an eine Kuh dachte, fiel ihm nichts ein außer einer Weide mit einer Kuh darauf, und das war noch die geschönte Variante verglichen mit der Massentierhaltung, die für die heutigen Kühe wohl charakteristischer war. Selbst ein Schwein, dachte er, die Abneigung der Muslime gegen Schweine in Betracht ziehend, hatte mehr Bedeutung als eine Kuh. Ein Schwein taugte zumindest für ein brauchbares Schimpfwort. Nicht einmal dazu eignete sich »Kuh«. Es mußte schon eine blöde Kuh sein, und selbst das war eines der schwächsten und langweiligsten, überdies nur gegen Mädchen anwendbaren deutschen Schimpfwörter. Hinzu kam das

lächerliche Detail, daß diese Sure auf französisch »La vache« hieß und er sich während seiner Reise zum größten Teil von einem Käse ernährte, der »La vache qui rit« hieß – »Die Kuh, die lacht« –, und daß die entsprechende, richtiggehend niedliche rote Kuh, wohl ein Kälbchen, ihm beinahe täglich von den Käsepackungen entgegenlachte. So fand er sich erneut vor die dem Neuling in der Religion wenig förderliche Alternative gestellt, die Sache mit der Kuh entweder für einen grausigen Mißgriff zu halten oder aber sein völliges Unverständnis und, jedenfalls in Anbetracht seiner bescheidenen Mittel, auch die schiere Unmöglichkeit einer baldigen besseren Einsicht zuzugestehen. Gleich wie es sich damit verhielt, eines ließ sich bereits zu diesem Zeitpunkt sicher sagen: Rein didaktisch betrachtet war der Koran, jedenfalls für den unvorbereiteten Gymnasiasten aus Deutschland und in dieser eigentlich sorgfältig und liebevoll gemachten Ausgabe, ein wenig geglücktes Werk.

Dennoch, das spürte er, mit der zweiten Sure ging es richtig los. »An diesem Buch gibt es nichts zu zweifeln. Wer Gott fürchtet und an Übersinnliches glaubt, den führt es gut.« So ging es einige Verse, und er ahnte, lange würde er nicht mehr durchhalten. Vielleicht waren es nur seine Müdigkeit, das schwerfällige Französisch, die ausufernden Kommentare – gute Gründe, enttäuscht zu sein, hatte er. Nur zu gerne hätte er sich nämlich von den Versen auf den rechten Weg leiten lassen. Aber diese Möglichkeit schien sich gar nicht zu eröffnen. Vielmehr empfahl sich dieses Buch immer nur jenen, die schon auf dem rechten Weg waren. Und es verdammt die, die es nicht waren. Wie aber einer überhaupt darauf kommen sollte, das wurde nicht verraten. Es wurde auch nicht verraten, was die, die auf dem rechten Weg waren, auszeichnete, außer, daß sie auf dem rechten Weg waren – und keine Juden und Christen, was freilich nur der Kommentar, nicht der Text selbst so bestimmt anzugeben wußte und was nicht half, wenn man wissen wollte, was die Gläubigen auszeichnete. Zwischen Glauben und Nichtglauben, so schien es, gab es nichts Drittes, nichts, das ihn dort abgeholt hätte, wo er stand. Von der ausgestreckten Hand Gottes, die das »Avertissement« versprochen hatte, war nichts zu sehen. Der rechte Weg hatte keinen Zubringer. Man mußte wie aus dem Nichts dorthin springen, ohne zu wissen, wo »dort« war. Überzeugungsarbeit wurde nicht geleistet, Überredungskünste wurden nicht angewandt, jedenfalls nicht ihm gegenüber, allein gedroht wurde: Wenn du nicht glaubst, bist du verdammt. Wo war »Der

Barmherzige, der Erbarmer«, von dem andauernd die Rede war? Eher handelte es sich bei diesem Allah um einen Angeber, der, ohne Gründe zu nennen, Gehorsam forderte, und dann noch behauptet, er wisse, wo's langgeht. Das jedenfalls waren seine Schlußfolgerungen nach den ersten sechs Versen der zweiten Sure.

Hitze, Müdigkeit, die Aussicht, die kommende Nacht im Freien zu verbringen, und die Unzugänglichkeit dieses Koran, der, statt ihn zu trösten, seine Verlorenheit noch steigerte, tauchten ihn in eine trübselige Stimmung, machten ihn so mutlos wie nicht einmal in Tamanrasset, als man ihm sagte, sein Flug nach Algier sei gestrichen und er müsse die 3000 Kilometer nach Norden durch die Wüste mit dem Bus zurücklegen. Jetzt, gegen 14.30 Uhr, war alles still um ihn. Selbst die Straße vor dem Gelände schien nicht mehr befahren zu werden. Er unternahm einen letzten Versuch, einen Einstieg in dieses Buch zu finden, und las noch einmal gründlich die Kommentare zu den wenigen Versen, die er bis dahin gelesen hatte, und dann, weil der Kommentar sich am leichtesten lesen ließ, las er einfach immerfort weiter im Kommentar und nur gelegentlich überhaupt noch die Verse. Das war gar nicht nötig, stellte er fest. Um den Kommentar zu verstehen, mußte man den Koran nicht kennen. Und der Kommentar leistete etwas, das die komischen Koranverse selber nicht leisten wollten: Er nahm ihn an die Hand. Aber mehr noch und wichtiger: Er verriet, wohin die Reise gehen sollte, und eröffnete ihm die Möglichkeit, eine eigene Position zu gewinnen, ja oder nein zu sagen.

»Der Teufel«, besagte die Anmerkung zu Vers elf der zweiten Sure, »tut niemals das Böse im Namen des Bösen, denn dann würde ihm niemand folgen. Vielmehr gibt er sich als rechtschaffener Reformator aus, obwohl er diejenigen, die ihm folgen, in die ewige Verdammnis führt.« Auch hier war nicht klar, wer gemeint war und wie man die Bösen von den Guten unterschied. Das war jedoch vorerst nicht wichtig. Es reichte, daß er, um die Aussage des Kommentars gutheißen zu können, hätte akzeptieren müssen, daß es so etwas wie einen Teufel und eine ewige Verdammnis gibt. Obwohl er aber, wie alle Siebzehnjährigen überall in der Welt, Böses und Gutes verblüffend klar unterscheiden zu können meinte (später war das nicht mehr so klar) und ferner überzeugt war, daß alle Guten nur so denken konnten wie er, und er etwas anderes gar nicht für möglich hielt, schien ihm das Gerede von Teufel und Verdammnis übertrieben. Zudem war er sich nicht sicher, ob das nur bildlich gemeint war und nicht vielmehr wörtlich

und ernst. Dann aber wäre es für ihn nur Aberglauben gewesen. Hinzu kam, daß nach seinem damaligen, von ihm unhinterfragt für universell gehaltenen Weltbild ein Reformator – und das sagte er als gebürtiger Katholik! – immer ein Guter war, denn die Ideen mußten ja fortentwickelt und verfeinert werden, wohingegen der Kommentar das glatte Gegenteil behauptete: »Um die Menschheit vor allen Scharlatanen zu bewahren, hat Gott uns gelehrt, daß Mohammed der letzte seiner Propheten sei und seine Gesetzgebung die letztgültige.« Er wäre womöglich bereit gewesen, Mohammed als den letzten Propheten anzuerkennen, aber die Gleichsetzung von Reformatoren mit falschen Propheten leuchtete ihm nicht ein, denn welcher Reformator gab sich schon als Prophet aus? Wenn aber die Gesetzgebung Mohammeds die letztgültige sein sollte, folgte daraus, daß die Verbesserung dieser Gesetze nicht vorgesehen war, und dies, selbst wenn man die Vorzüglichkeit der Gesetze zugestand, war ihm ein zutiefst fremder, seinem ganzen Weltverständnis zuwiderlaufender Gedanke. Freilich hätte er diese Überlegung damals so klar kaum formulieren können, es bestand auch keine Notwendigkeit dazu. Es waren aber exakt diese Zusammenhänge, die seinen zunehmenden Unwillen, seine Enttäuschung und Unzufriedenheit über das, was er las, begründeten.

Eine Seite noch las er weiter, einen Kommentar wollte er noch begreifen. Fast rechnete er damit, daß man ihm erklären würde, Adam und Eva habe es wirklich gegeben, und die Sterne seien keine Sterne, sondern am Himmel aufgehängte Lampen, wie es ihm die beiden jungen Grundschullehrer, sich auf den Koran berufend, erklärt hatten, mit denen er vier Monate zuvor, in den Osterferien desselben Jahres, in Marokko einige Tage auf ihrem Posten auf dem Land abseits von jeglicher Zivilisation verbracht hatte. Heftig mußten sie diskutieren, immer wieder mit den Händen nach oben in diesen berausenden, vor Sternen berstenden Himmel zeigend, als ob man mit bloßen Augen erkennen konnte, worum es sich bei den glitzernden Punkten handelte. Und das Ergebnis war, daß am Ende alle erschüttert waren. Die beiden Lehrer, weil ihre koranische Kosmologie heftig in Zweifel gezogen und die gesamte westliche, auch von ihnen nicht verachtete Wissenschaft dagegen ins Feld geführt worden war. Nicht daß sie jetzt wirklich glaubten, die Sterne seien energiegeladene Feuerbälle, wie ihnen der siebzehnjährige Deutsche weiszumachen versucht hatte. Aber irgend etwas war doch mit dieser Welt nicht in Ordnung, wenn es zwei so konträre, jede für sich

von einer glaubwürdigen und anerkannten Autorität vertretene Meinungen zu ein und demselben Thema gab, zumal doch allgemein anerkannt war, daß der Koran »in völliger Übereinstimmung mit den von der modernsten Wissenschaft aufgespürten Wahrheiten steht«.

Hier hatte also ein Weltbild einen Knacks bekommen, aber nicht anders verhielt es sich mit dem jungen Deutschen. Niemals hätte er vorher geglaubt, daß es in dieser Zeit, zum Ende des 20. Jahrhunderts, Menschen, ja sogar Lehrer geben könnte, die die Sterne für von Gott in den Himmel gehängte Lampen hielten und das, was in einem alten religiösen Buch stand, tatsächlich wörtlich nahmen. Aber dies war vielleicht nicht das Schlimmste. Unwissenheit konnte es geben, das hätte auch er, recht besehen, recht bedacht, nicht ausschließen können, nicht einmal heute, heutzutage, in dieser modernen Zeit. Das Schlimme, ja Tragische, was ihn zur Verzweiflung brachte und ihm seine Ohnmacht vor Augen führte wie kaum je etwas zuvor, war die Unmöglichkeit, diesen armen Lehrern die Wahrheit dessen, was er sagte, zu beweisen. Er wußte mit absoluter Sicherheit, daß das, was er sagte, wahr war (oder sagen wir, so wahr, wie einfache sprachliche Beschreibungen komplizierter physikalischer Tatsachen eben wahr waren – also, genau besehen, doch nicht so sehr wahr? War der Unterschied zwischen der koranischen Beschreibung, die die Lehrer anführten, und seiner eigenen, wirklich so groß? War es nicht vielmehr dasselbe, dieselbe Ebene, nur daß die koranische schöner, poetischer, menschengemäßer war und seine einfach nur prosaisch, aber dafür letztlich, am echten wissenschaftlichen Anspruch gemessen, genauso ungenau?), aber es war ihm unmöglich, diese Wahrheit zu beweisen, sowieso im Moment dieses Gesprächs, aber freilich auch sonst, dazu hätten sie, die Lehrer und er, schon Astrophysik studieren müssen, und womöglich hätte dazu ihr Grips nicht ausgereicht, so daß sie sich am Ende immer mit einer schlecht bewiesenen Halbwahrheit hätten begnügen müssen. Mit einem Wort, der sich als so aufgeklärt empfindende deutsche Gymnasiast hätte seine Ansichten gar nicht beweisen können, sie waren, in diesem konkreten Moment jedenfalls bei den Lehrern auf dem Land in Marokko, wo es kein fließendes Wasser gab, keinen Strom, kein Telefon (schon gar kein Mobil- oder Satellitentelefon, es war ja das Jahr 1985), nicht mehr wert und nicht wissenschaftlicher als die aus dem Koran geschöpften Wahrheiten, und diese Machtlosigkeit des – seiner Ansicht nach – besseren vor dem falschen Wissen,

des wissenschaftlichen, modernen, vor dem mythischen, alten, war ein herber Schlag für seinen jungen Blick auf die Welt. Und ebenso schmerzlich war die Einsicht, daß, wenn man richtig hinsah, wenn man wirklich nur das als Grundlage nahm, was sie in dem Augenblick, wo sie darüber stritten, sahen, also das, was in diesem Moment unbestreitbar wirklich war, was die reale Erfahrungswirklichkeit der Wirklichkeit war, daß dies unstrittig einer Vielzahl hoch in den Himmel gehängter Lampen sehr ähnelte, während die gleißenden Feuerbälle, die die Wissenschaft daraus machte, eher einem apokalyptischen Horrormärchen zu entstammen schienen. (Die Mondlandung, die er als Beweis noch anführte, taten sie als Hollywood-Inszenierung ab und spotteten sogar über ihn, daß er so gutgläubig war, dieses Fortschrittmärchen für real zu halten. »Bei Allah«, sagten sie, »wo ist dein kritischer Verstand geblieben?«)

Der folgende Kommentar in seinem Koran, den er nun, vier Monate später und längst in den Sommerferien, längst in Tunesien, las, sagte etwas, das ihn an das Gespräch mit den Lehrern erinnerte. Er erläuterte ein eigenartiges Gleichnis aus Vers siebzehn der zweiten Sure, das besagt: »Die Ungläubigen sind wie einer, der ein Feuer entzünden will. Kaum daß es ringsum alles erleuchtet, nimmt ihnen Gott das Feuer und hüllt sie in Finsternis, nicht mehr können sie sehen.« Manches Mal, so verriet der Kommentar, begäben sich die Undankbaren und die Verneiner der unzählbaren Wohltaten des Schöpfers auf die Wege der Wissenschaft. Sobald sie aber Wissen erlangt hätten, erlösche ihr inneres Gewissen angesichts dieses äußeren wissenschaftlichen Glanzes und sie fielen dem tiefsten Irrtum anheim. »Müssen wir zur Illustration das naheliegende Beispiel der atheistischen Völker liefern, die sich einbilden, ein Höchstmaß an Wissenschaft und Technik zu besitzen, aber in Wahrheit nicht einmal fähig sind, den Seelenfrieden und das Glück zu genießen, das selbst die wilden Tiere kennen?«

Er war eingeschlafen. Welches Wort er als letztes las, was er im Traum hinzufügte, weiterdachte oder Gabriel selbst ihm eingab, er wußte es nicht. Lange dürfte er so an den Baum gelehnt geschlafen haben, als ihn eine grölende Gruppe tunesischer Jugendlicher, etwa seines Alters oder nur wenig jünger, in die Gegenwart zurückholte und die ersten Muezzine zum Nachmittagsgebet ihre Tonbänder laufen ließen. Um nicht aufzufallen und das Mißtrauen des Verwalters zu wecken, beschloß er, das Gelände zu verlassen und gegen Abend wiederzukommen in der Hoffnung, einer der Bungalows sei dann vielleicht

geöffnet und er könne sich in eines der Betten legen oder zumindest eine Matratze stibitzen, auf der er ebensogut die Nacht im Freien verbrächte. Seinen kleinen blauen Rucksack deponierte er, ohne daß es jemand sah, in einer Lücke zwischen zwei Bungalows, die durch einen vertrockneten, aber dichten Strauch gegen Einblicke geschützt war. Nur sein Geld, den Paß, die Minox und den Koran nahm er mit, um den Strand und die zugehörigen Touristenhotels stadtauswärts in nördlicher Richtung zu erkunden. Vielleicht ergab sich dort in einer Düne oder auf einem Liegestuhl eine weniger regelwidrige Übernachtungsmöglichkeit als auf dem ungastlichen Herbergsgelände.

Der Strand war nicht voll. Die Mittagshitze hatte die Touristen vertrieben, und nur wenige waren im Lauf des Nachmittags zurückgekehrt. Er schlenderte an ihnen vorüber, fast ein Fremdkörper, ungepflegt, mit staubigem T-Shirt, an dem die graue Rinde des Eukalyptusbaumes, ohne daß er es gemerkt hatte, einen dunklen, kreuzförmigen Abdruck hinterlassen hatte. Wo er jüngere Frauen erspähte, alleine oder zu zweit, erkannte er in einem Sicherheitsabstand von zwanzig bis dreißig Metern, welcher gute Beobachtung, aber doch die vorläufige Vermeidung direkten Kontakts garantierte, Gruppen junger tunesischer Männer. Wenn er nah an den von ihnen Beobachteten vorbeilief, riefen sie ihm etwas Anzügliches oder Anfeuerndes zu, und daran merkte er, sehr zu seiner Befriedigung, daß sie ihn eher zu den ihren als zu den Touristen rechneten. Vor sich hatte er eine scheinbar endlose Strecke aus feinem Sandstrand, der ohne weitere Abgrenzung in die Grundstücke der Hotels und als Hotel genutzten Bungalows übergang. Wenn ihm ein Hotel interessant schien, bog er einfach in das Gelände ab und stieß bald auf betonierte Terrassen, Swimmingpools und als Ausschank genutzte Hütten. Die Gäste machten sich für das Abendessen zurecht. Unter den wenigen, die im Freien waren, fiel er weniger auf, als er befürchtet hatte. Er wirkte wohl doch wie zu einer der nicht mehr ganz jungen Familien gehörig, von denen er welche in der Stadt entdeckt hatte, Eltern im Alter seiner Eltern, Jugendliche in seinem Alter, aber vom Gefühl her ganz anders als er. Da er Hunger hatte, und jetzt, während die Dämmerung sich über das Meer wölbte, in den Hotels das Büffet aufgetragen wurde und schon die ersten Gäste mit ihren Tellern anstanden, beschloß er, seinen unerkannten Status zwischen Streuner und Sohn auszunutzen und, so wie er war, mit dem Koran in der Plastiktüte, als käme er gerade vom Baden, in den Speisesaal hineinzugehen und

sich zu bedienen. Tatsächlich, niemand beachtete ihn, schon stand er mit dem Teller in der Hand in der Schlange, schon ließ er sich geben: Fisch, und noch mal Fisch, ein Stück Lamm, Soße, Reis, der Teller war voll, und auf alles eine Gabel Salat, doch was tun mit dem Teller? Unschlüssig schaute er herum. Die anderen setzten sich, von hinten rückten weitere nach, wenn er länger zögerte, würde er auffallen, aber wenn er sich setzte, fragten sie ihn nach der Zimmernummer und welches Getränk er wolle und brachten ihm eine Rechnung, so sah er es bei den andern, die bereits saßen. Er nahm den Weg Richtung Ausgang und fragte den Kellner, der am Eingang die Gäste begrüßte, auf französisch, ob er draußen essen könne, bis seine Eltern kämen, er sei die ganze Zeit am Strand gewesen und habe Hunger, seine Eltern seien irgendwo unterwegs. Mit einer lässigen Geste wurde er rausgelassen. Dem Speisesaal entronnen, blieb er nicht im Hotelbereich, sondern setzte sich, vom Hotel nicht mehr zu erspähen, aber den Speisesaal noch im Blick, auf die erstbeste Düne und aß.

Das viele Essen machte ihn erneut träge, auch war er in einer kontemplativen Stimmung, die Reise näherte sich ihrem Ende. Da wollte er lieber nachsinnen und zurückblicken, als noch groß Neues entdecken, und so blieb er sitzen, wo er war, mal aufs Meer starrend, das immer dunkler wurde, mal in den festlich erleuchteten Speisesaal, wo ein ständiges Kommen und Gehen herrschte, eine durch nichts zu erklärende Unruhe. Noch war es hell genug, um zu lesen. Er zog den Koran aus der Plastiktüte, war im Begriff, ihn aufzuschlagen, zögerte, besann sich, legte das Buch auf die Tüte in den Sand und lief über den Strand bis zur Wasserlinie, wo er sich im lauwarmen, salzigen Wasser die Hände wusch. Befriedigt ob der sauberen, sofort vom Wind getrockneten Hände schlenderte er zurück zu seiner Düne, und da kam ihm der Einfall, den Koran auf deutsche Weise zu öffnen, also einfach hinten anzufangen, was ihm um so klüger schien, als es in der Einleitung geheißen hatte, die zuerst offenbarten Suren seien die am Ende befindlichen, die ersten waren also sozusagen die letzten. Er überblätterte den Index und das Register und verweilte zunächst bei der Bibliographie. Ohne daß es ihn wunderte (denn was eine ordentliche Literaturangabe war, lernte er erst später), bestand dieses Literaturverzeichnis aus kaum mehr als einem Dutzend Titeln, überdies ohne jede Angabe der Jahreszahlen oder Verlagsorte. Zu lesen war da nur der Name des Autors in Großbuchstaben, und danach immer nur eine Angabe wie: »Commentaire du Coran«. Lediglich zwei Titel fielen aus diesem

Schema heraus, ein Werk mit einem für seine Begriffe sehr doppeldeutigen Titel: Dans les ombrages du Coran, eines gewissen Sayid Qotb. Und ein Werk von Mohammad Abouzahra mit dem schönen Titel: Le plus grand miracle. Dann folgte die letzte – oder vielmehr die erste? – Sure mit dem Titel Les Humains – »Die Menschen«. Er übersetzte sie für sich wie folgt: »Sag: Ich suche Zuflucht beim Herrn der Menschen, dem König der Menschen, dem Gott der Menschen, vor den bösen Gedanken, die in die Brust des Menschen senken Geister oder Menschen.« Die Sure war so kurz, er konnte sie auf arabisch lesen, und das versuchte er jetzt: Bismillah ar-rahman ar-rahim. Qul: Audhu bi-rabbi n-nas, malik an-nasi, ilahi n-nasi, min scharri l-wiswasi l-chanasi l-ladhi juwaswisu fi suduri n-nasi, mina l-djinnati wa n-nasi. Das war schön, obgleich er nicht hätte sagen können, warum. Zum Lesen war es jetzt fast zu dunkel. Nur der Mondschein, der verblüffend helle Schein eines mageren Sichelmondes, erlaubte ihm, die arabischen Buchstaben zu entziffern.